

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1845**

20.4.1845 (No. 31)

# Karlsruher Beobachter.

Nr. 31.

Sonntag den 20. April

1845.

## Die Musikbildungs-Anstalt des Cäcilien-Vereins

hat vor einigen Tagen ein Programm veröffentlicht, wornach künftig der Musik-Unterricht auf sämtliche Instrumente ausgedehnt und auf eine Weise ertheilt werden soll, daß die Zöglinge gründlich heran gebildet und zur möglichsten Vollkommenheit gebracht werden, weshalb auch nur solche Kinder in der Anstalt Ausbildung erlangen können, welche Talent für Musik besitzen und dabei regelmäßigen Fleiß beobachten.

Hieraus geht hervor, daß es den Männern, welche sich für dieses Unternehmen vereinigt haben, nicht darum zu thun ist, viele Schüler zu erhalten und den Eltern gewissenlos das Geld abzunehmen, sondern daß das Streben derselben einzig und allein dahin gerichtet ist, die Kinder welche den Unterricht in der Anstalt erhalten, so heranzubilden zu lassen, daß dieselbe als geschickte Jünger der Kunst aus dem Institute austreten und durch ihre Kenntnisse der Anstalt aller Orten zu Ehren gereichen.

Wir wünschen dieser Anstalt, welche der hiesigen Stadt zu einer weitem Zierde gereicht, alles Glück, und da sich bereits der Gemeinderath dahier für das Gedeihen derselben, im Interesse hiesiger unbemittelter Kinder durch eine reichliche Unterstützung bethätigt hat, auch mehrere edle Menschenfreunde Beiträge gegeben und zugesichert haben, so steht zu erwarten, daß dieses Unternehmen in der nächsten Zukunft schöne Früchte tragen wird.

## Eine Skizze in Guispuzcoa.

(Schluß.)

Während eines dreistündigen Marsches waren ihnen nur zwei Personen begegnet. Die erste war eine Bäuerin, welche ihnen eine Gute Nacht wünschte, und sie um so bereitwilliger für karlistische Soldaten hielt, als sie ein beliebtes Volks-

lied anstimmten, welches die Partheigänger Don Karlos zu singen pflegten. Das zweite Zusammentreffen war ernstlicherer Art, Ein Bauer, auf einem prächtigen Maulthier holte das kleine Detaschement ein, und schien geneigt zu sein ihnen Gesellschaft zu leisten. Er fragte die Leute wohin sie gingen, woher sie kämen, und was die Ursache ihres späten Marsches sei. Die Guerillas waren bereit mit ihren Antworten, indeß war seine Neugier nicht so leicht befriedigt, und seine Fragen fingen an lästig zu werden.

„Schaffe uns den thörichten Schwäger vom Halse,“ sagte L... leise zu Antonio. „Fünfzig Leben gelten mehr denn eins.“

„Wahr!“ entgegnete der Letztere, zog schweigend den Säbel, und mäsigte in etwas seine Schritte. Als der unglückliche Bauer an dem Guerilla vorbeiritt, sah man einen Augenblick eine helle Klinge glänzen; ein tiefer, gurgelnder Laut folgte, und gleich darauf fiel ein schwerer Körper durch das Gebüsch in die Schlucht, welche den Weg begrenzte.

4.

Mitternacht war vorüber, als die kleine Bande von Abenteurern in einem Hohlweg Halt machte, welcher sich zwischen waldigen Hügeln, aus denen hie und da einzelne gewaltige Felsmassen hervorragten, hinzog. Alles war ruhig, und die nächtliche Stille ward nur durch das zufällige Geschrei einer Eule unterbrochen.

„In zehn Minuten sind wir da,“ flüsterte L... Antonio zu; „es ist Zeit, daß wir den Leuten ihre schließlichen Befehle ertheilen.“

Antonio nickte seine Zustimmung, und unmittelbar darauf hatten die Guerillas einen Kreis um ihren Führer geschlossen. L... redete sie an.

„Freunde,“ sagte er, mit seinem Finger auf ein Licht in geringer Entfernung zeigend, „das dort ist Aspetia.“

Ein unwillkürliche Bewegung der Ueberraschung folgte diesen Worten. Die Guerillas hatten bis jetzt keine Ahnung gehabt, daß sie sich, so zu sagen, in der Höhle des Löwen befänden.

„Dorthin,“ fuhr Antonio fort, „gehen wir jetzt, um uns einer Person zu bemächtigen, die an Bord der Trincadoren zu schaffen ist. Truppen sind nicht im Ort. Ich erwarte keinen Widerstand. Sollte es anders sein, so vergeßt nicht, daß wir ihn, im Nothfall todt oder lebendig haben müssen, und daß der Kopf Don Karlos sein Gewicht in Gold werth ist. Raposo sei die Parole. Unser Vereinigungspunkt sei hier. Marsch!“

Die Leute fielen in ihre Glieder zurück und die kleine Kolonne setzte sich auf's Neue in Bewegung. Sie waren indeß kaum hundert Schritte vorgeückt, als ein plötzlicher Glanz den Hohlweg erhellte, und die nahen Berge das Echo von wenigstens hundert Musketenschüssen wiedergaben. Gleichzeitig sah man die dunklen Formen des an seinen weißen Mützen kenntlichen 5ten Bataillons von Guispuzcoa, der tapfern und gefürchteten Chapel-

hurris, hinter Bäumen und Felsstücken hervor, sich zum Angriff auf die Christinos stürzen.

„Hémos perdido!“ rief L. . . . aus, als er zu Boden sank. „Das Spiel ist verloren, aber der Wurf war der Gefahr werth.“

Er war von zwei Kugeln getroffen, und hauchte fast augenblicklich seinen Geist aus. Ueber ein Drittel der Guerillas war mit ihm gefallen, dennoch schien Antonio, trotz dieses schweren Verlustes und der Schwierigkeit seiner Lage, nicht zu verzweifeln, oder jedenfalls entschlossen zu sein, sein Leben theuer zu verkaufen.

„Animo, muchachos!“ „Muth, Kameraden!“ rief er seinen Gefährten zu, indem er den Anführer der Chapelchurris kaltblütig auf's Korn nahm, und niederschloß. Seine Leute, durch sein Beispiel ermutigt, schlugen zweimal die ungestümen Angriffe der Karlisten zurück, allein der verzweiflungsvolle Versuch Antonio's seinen Rückzug zu vollenden, scheiterte an der Uebermacht seiner Feinde. Er war bald von allen Seiten umringt; eine neue Salve der Chapelchurris machte dem ungleichen Kampf ein Ende. Fünf der Guerillas, welche noch übrig blieben, warfen ihre Waffen von sich, und baten um Gnade, wurden aber sogleich bajonetirt. Antonio selbst lag tödtlich verwundet am Boden.

Bevor der Pulverdampf der letzten Salve sich verflogen hatte, erschien ein Knabe, welcher eins der kleinen Pferde der Pyrenäen ritt, auf dem Kampfsplatz. Er stieg ab und begann eine Untersuchung der Todten und Sterbenden, bis er an Antonio kam. Als er den Anführer der Guerillas erkannte, brach ein wildes Triumphgeschrei von den Lippen Mateo's.

„Ha! Antonio mio!“ rief er aus; „es ist diesmal kein General aus uns geworden, wie es scheint; wir müssen uns ein wenig länger gedulden, oder haben wir vielleicht die Unze Blei für unsern Theil bekommen? Ha! Ha! — Nun — Du wirst in Zukunft den armen Löpel Mateo nicht mehr schlagen. Aber Karlitos hättest Du entführen mögen, nicht wahr? Ha! Ha! Ha!“

Und er begann wie toll um den verwundeten Mann herumzutanzeln, indem er Schimpfworte gegen Isabella und ihre Partheigänger ausstieß und Stellen aus Karlistenliedern sang zur großen Belustigung einiger der Chapelchurris, welche Jackeln angezündet hatten, um besser die gefallenen Christinos plündern zu können, und jetzt ihr loderndes Licht auf die Scene fallen ließen, in welcher der halbwahnsinnige Mateo seine gefühllosen Poffen trieb. Plötzlich machte der Guerilla eine leise Bewegung, als ob er versucht hätte, seinen Kopf ein wenig in die Höhe zu richten. Mateo war sogleich auf seinen Knien an Antonio's Seite.

„Laßt mich's Euch bequemer machen, Querido mio!“ sagte er im spöttischen Tone. „Ihr scheint nicht wohl zu ruhen auf Euerm Lager, diese Nacht.“

Und seine langen, dünnen Arme um sein Opfer schlingend, bemühte er sich mit aller Kraft ihn in eine sitzende Stellung zu erheben, während er seine biegsamen Füße zu den häßlichsten Grimassen verdrehte. Ein dumpfes, wildes Gesöhn des aus drei Todeswunden blutenden Guerilla, und einen Moment darauf ein heller kreischender Schrei des Buckligen — seine Arme erschlafften, sein Kopf fiel auf seine Brust, und er selbst sank schwer über den Körper Antonio's hin. Einer der Karlisten trat hinzu um ihn zu unterstützen — er war schon todt. Der Guerilla hatte seine letzte Kraft zusammengerafft, um sein Messer zu ziehen und es seinem qualenden Verräther in's Herz zu stoßen.

## \* Der Bauer und der Advokat.

Anecdote.

Die Städte haben wie die Menschen ihre Eigenthümlichkeiten; sie mögen gewerb- oder handeltreibend, gelehrt oder gehaltlos sein, so werden sie meistens durch ihr Aussehen die Natur ihrer Einwohner verrathen. Ich könnte viele Städte nennen, welche auf solche Weise den Geschmack und die Gewohnheiten ihrer Bewohner enthüllen, ich will mich indes auf Eine beschränken, welche diese Wahrheit besonders bestätigt, nämlich die französische Stadt Rennes.

Wenn man die großen, schulmeisterlich aussehenden Gebäude dieser Stadt betrachtet, ihre herrlichen Plätze, die ganz mit Gras überwachsen sind und ihre einsamen Spaziergänge auf welchen nur sie und da ein denkender Leser sich zeigt, so erkennt man auf der Stelle die Hauptstadt des alten Herzogthums Bretagne, den alten Sitz der Parlamente, die Stadt der Studien, in der die ganze ernste Jugend der Provinz ihre Bildung erhält. Rennes bietet einen besonders ernsten Anblick: die ganze Stadt ist still und ernst wie ein Gerichtshof und wirklich ist sie der Sitz des Gesetzes! Hier befindet sich sein Tempel, seine Hohenpriester und seine wärmsten Verehrer. Von den äußersten Enden der Bretagne kommt man hierher, um sich zu erleuchten und um Rath zu fragen. Nach Rennes zu reisen, ohne sich Rath's zu erholen, scheint einem Bretoner eben so unmöglich, als es einem Griechen unmöglich gewesen wäre beim delphischen Tempel vorbeizuziehen, ohne die Pythia zu befragen.

Dies findet heutigen Tages eben so statt wie am Ende des verfloffenen Jahrhunderts, und namentlich thun es die Landleute, eine Menschenklasse, die durch Erfahrung eingeschüchtert, gern ihre Vorsichtsmaßregeln trifft.

So geschah es denn eines Tages, daß ein Pächter, Namens Bernard, der zum Markte nach Rennes gekommen war, auf den Einfall kam, da er seine Geschäfte beendet und noch einige Stunden Zeit übrig hatte, diese darauf zu verwenden, daß er sich bei einem Advokaten Rath's erhole. Man hatte ihm oft von einem Herrn Potier gesprochen, dessen Ruf so groß war, daß man einen Prozeß schon gewonnen glaubte, wenn man sich nur auf seine Meinung stützen konnte. Zu diesem begab sich der Landmann, nachdem er seine Wohnung erfragt.

Die Klienten waren zahlreich und Bernard mußte lange Zeit warten; endlich kam auch an ihn die Reihe und er wurde eingeführt. Herr Potier gab ihm ein Zeichen sich zu setzen, legte darauf seine Brille auf den Tisch, und fragte ihn, was ihm zu Diensten stehete.

Meiner Seele! Herr Advokat, sagte der Pächter verlegen seinen Hut drehend, ich habe so viel Gutes von Ihnen sagen hören, daß ich, da ich einmal in Rennes bin, die Gelegenheit benutzen wollte, um Sie um Rath zu fragen.

Ich danke Euch für Euer Zutrauen, mein Freund, sagte der Advokat. . . . Aber Ihr habt gewiß einen Prozeß?

Prozeß? Warum nicht gar! ich hasse sie und nie hat Peter Bernard mit irgend Jemand Streit gehabt.

Dann ist es eine Abrechnung, eine Familientheilung? Entschuldigen Sie, Herr Advokat, meine Familie und ich habe nie eine Theilung zu machen gehabt, da wir, wie man zu sagen pflegt, aus Einem Brodkasten uns nähren.

Dann handelt es sich um einen Kauf oder Verkauf? Was fällt Ihnen ein! Ich bin weder reich genug, um zu kaufen, noch so arm, daß ich verkaufen müßte.

Aber was wollt Ihr denn von mir? fragte der erstaunte Advokat.

„Ei, ei, ich habe es Ihnen ja gesagt, lieber Herr, entgegnete Bernard ganz verlegen lächelnd, ich will einen Rath . . . für mein Geld versteht sich . . . weil ich gerade in Rennes bin und man die Gelegenheit benutzen muß . . .“

Herr Potier lächelte, nahm eine Feder, Papier und fragte den Landmann nach seinem Namen.

Peter Bernard, antwortete dieser, ganz glücklich, daß man ihn endlich verstanden habe.

Euer Alter?

Dreißig Jahre, oder nicht weit davon.

Eure Profession?

Profession? . . . Ha, ja, was ich treibe? . . . Ich bin Pächter.

Der Advokat schrieb zwei Zeilen, legte das Papier zusammen und handigte es dem sonderbaren Klienten ein.

Schon fertig? rief Bernard. Gut, das gefällt mir, da hat man keine Zeit schimmelig zu werden. Was kostet denn der Rath, Herr Advokat? Drei Franken.

Bernard zahlte ohne Widerrede, machte einen Kratzfuß, und ging ganz entzückt davon, daß er die Gelegenheit nicht veräußert habe.

Als er nach Hause kam war es schon vier Uhr. Der Weg hatte ihn ermüdet und er betrat das Haus fest entschlossen sich auszuruhen.

Indeß war das Heu schon seit zwei Tagen gemäht worden und vollkommen weß; ein Knecht fragte an, ob es eingebracht werden solle . . .

Diesen Abend? unterbrach ihn die Pächterin, die zu ihrem Manne getreten war; es wäre eine wahre Sünde, noch so spät zu arbeiten, da wir es morgen ganz bequem thun können.

Der Knecht bemerkte, das Wetter könnte sich ändern, die Pferde aber wären bald angeschirrt und die Leute hätten Nichts zu thun; die Pächterin aber antwortete, der Wind wäre gut, und die Nacht würde bald hereinbrechen. Bernard, der diesem Zwiesgespräche zuhörte, war unschlüssig was er thun solle, als er sich plötzlich des PapiereS erinnerte, das ihm der Advokat gegeben.

Halt! rief er; ich habe da einen Rath bei mir, und keinen schlechten, denn er kostet mich drei Franken, der soll uns aus der Verlegenheit ziehen. Sieh doch einmal Therese, da Du alle Schriften lesen kannst, was er sagt.

Die Pächterin nahm das Papier und las folgende zwei Zeilen:

„Verschiebe nicht auf den nächsten Tag, was du noch heute thun kannst!“

Hier ist's, schrie Bernard, dem ein Licht aufging; geschwind die Leiterwagen herbei und laßt die Leute noch heute das Heu einführen.

Seine Frau wollte noch einige Einwendungen machen, er aber erklärte, daß man nicht einen Rath für drei Franken kaufe, um ihn nicht zu befolgen; man müsse daher der Meinung des Advokaten gehorchen. Er selbst gab nun das Beispiel, indem er sich an die Spitze der Arbeiter stellte und erst nach vollbrachter Arbeit nach Hause kehrte.

Der Ausgang schien die Weisheit seines Benehmens beweisen zu wollen; denn die Witterung wechselte plötzlich in der Nacht, ein unerwarteter Sturm durchbrausie das Thal und als der nächste Tag erschien, sah man, daß der Fluß ausgetreten, die Wiesen überschwemmt und alles Heu fortgerissen hatte. Alle unvorsichtigen Pächter hatten ihre ganze Ernte verloren, Bernard allein hatte keinen Schaden erlitten.

Diese erste Erfahrung gab ihm ein solches Vertrauen in des Advokaten Rath, daß er ihn von da an zur Lebensregel sich machte und, Dank seiner Ordnung und seinem Fleiße, einer der reichsten Pächter des Landes wurde. Uebrigens vergaß er niemals den

Dienst, den ihm Herr Potier geleistet, denn er brachte ihm jährlich aus Dankbarkeit ein Paar seiner schönsten Hühner; und wenn man von Rechtsgelehrten sprach, hatte er die Gewohnheit zu sagen: „Nach den Geboten Gottes und der Kirche gibt es a u der Welt nichts Nützlicheres als den Rath eines guten Advokaten.“

### Aus der Zeit.

— Luzern, 16. Ap. Aus zuverlässiger Quelle können wir mittheilen, daß Hr. Dr. Steiger bei dem Freischaarenzuge keineswegs die Beschiesung der Stadt Luzern verlangt, vielmehr derselben sich auf's Entschiedenste widersetzt hat. Es ist daher durchaus falsch, wenn die betreffende Stelle des von Hrn. Hauptmann Ochsenbein veröffentlichten Berichtes auf Hrn. Dr. Steiger bezogen wird. Heute wird Kriegsgericht über Hauptmann Ulmi abgehalten. In dem Prozesse gegen Dr. Steiger weigert sich auch der Gehülfe des Staatsanwaltes, wie früher dieser selbst, die Anklage zu entwerfen. — Vorgestern endlich wurden von den jungen Leuten unter 20 Jahren circa 40 abgeführt und gestern eine gleiche Zahl.

— Luzern, 17. April. Die Beurtheilung des Hauptmanns Ulmi durch das Kriegsgericht hat nun stattgefunden. Der amtliche Ankläger trug auf anderthalb Jahre Zuchthausstrafe an, das Gericht aber verurtheilte denselben zu zehnjähriger Kettenstrafe. Diese Strafe beschlägt bloß die Desertion; was den Freischaarenzug betrifft, so kann Ulmi gewärtigen durch die ordentlichen Gerichte annoch überhin zum Tode verurtheilt zu werden.

— Zürich. Gestern und vorgestern langten die Gefangenen unter 20 Jahren in Reinach an; sie wurden von einem Detaschement Zürchertruppen auf der Grenze in Empfang genommen, auf das Gemeindehaus begleitet und sofort auf freien Fuß gestellt. Diese jungen Leute wollten die Behandlung in Luzern nicht sehr rühmen; darunter gibt es auch Solche, die beharrlich erklären, es habe im entscheidenden Momente vor Luzern Verrath stattgefunden, der noch ausgemittelt werden müsse. Heute wird wieder ein Transport erwartet.

— Abichtlich oder unabichtlich war gleich nach den neulichen Luzerner Vorfällen in Schweizer Blättern das Gerücht verbreitet worden, daß auch einer der Söhne von H. Zschokke an dem Freischaarenzuge Theil genommen und sich nun unter den Gefangenen befinde. Nach inzwischen eingegangenen zuverlässigen Nachrichten ist jene Mittheilung jedoch eine gänzlich unwahre gewesen, indem keiner der Söhne Zschokke's weder an jenem Zuge Theil genommen, noch überhaupt mit der Freischaaren-Angelegenheit irgendwie in Beziehung stand, wie dies von Allen, welche diese vortreffliche Familie kennen, auch gar nicht bezweifelt werden konnte.

— Berlin, 13. April. Unsern Beamten ist auf's neue eingeschärft worden, das Amtsgeheimniß in keiner Beziehung zu verletzen. — Der Transport der hiesigen Gefangenen nach dem Arbeitshause und der Charité geschieht seit einigen Tagen zur Ehre der Menschheit nicht mehr zu Fuß, sondern in einem dicht verschlossenen Wagen, wo der Verbrecher weder vom Publikum noch dieses von jenem gesehen werden kann.

— München, 15. April. In Folge der Verlobung einer jungen Gräfin entstand vor einigen Tagen zwischen ihrem Verlobten, einem portugiesischen Grafen, und einem ihrer Anbeter, einem Franzosen, ein Streit, der mit einem Duell endigte, in welchem der Franzose eine kleine Wunde im Gesichte erhielt.

— Paris, 15. April. Die Bureau der Deputirten beschäftigten sich gestern mit der Prüfung einer von den Herrn Dozon und Tallandier eingebrachten Proposition über das Duell. Es lautet dieser Antrag im Wesentlichen: „Art. 1. Die Herausforderung zum Duell soll mit einer Gefängnißstrafe von einem Monat bis zu einem Jahre und mit einer Geldbuße von 16 Frs. bis 500 Frs. bestraft werden. Art. 2. Wer sich duellirt, soll einer Gefängnißstrafe von drei Monaten bis zu zwei Jahren und einer Geldbuße von 300 Frs. bis 1000 Frs. unterliegen. Art. 3. Hat ein Duell Verwundungen zur Folge, welche eine Krankheit oder eine persönliche Arbeitsunfähigkeit verursachen, o soll Der, welcher die Verwundungen zugefügt haben wird, mit einer Gefängnißstrafe von einem Jahre bis zu drei Jahren und mit einer Geldbuße von 300 Frs bis zu 2000 Frs. belegt werden. Art. 4. Wenn der Tod eines der Duellanten Folge des Duells ist, so soll gegen den Schuldigen eine Gefängnißstrafe von zwei bis fünf Jahren und eine Geldbuße von 2000 Frs. bis zu 10,000 Frs. ausgesprochen werden. Art. 5. Im Wiederholungsfalle soll das Maximum der Gefängnißstrafe verhängt werden und selbst auf das Doppelte erhöht werden können.

— Madrid. Obgleich die Banden der Facciosos unter Trifany und Masorra in Catalonien nicht so zahlreich sind als man anfangs geglaubt, flößen sie doch großen Schrecken ein. Nur im Falle unumgänglicher Nothwendigkeit wagt man dort Reisen zu unternehmen. Die seit dem 28. Febr. von den Banditen gefangen gehaltenen Einwohner von Figueras haben ihren Familien geschrieben daß man sie mit Abschneiden der Zunge, Ausreißen der Augen und andern furchtbaren Martern bedroht habe, wenn bis zu einem bestimmten Tage das für sie verlangte Lösegeld nicht eintreffe. Weniger die politische als die persönliche Sicherheit scheint durch diese Banden bedroht zu sein.

— Briefe aus dem Golf von Mexiko berichten, Santa-Anna sei drei Tage nach seiner Schuldigerklärung von dem mexikanischen Congresse (mit einer Majorität von 21 Stimmen) zur lebenslänglichen Verbannung nebst Confiskation seiner Güter verurtheilt worden; eine gewisse Anzahl Mitglieder habe für Todesstrafe gestimmt.

— Washington, 7. März. Hr. Alexander H. Everett, Bruder unseres Gesandten in London, ist neuerdings als Commissionär oder außerordentlicher Gesandter nach China abgesandt worden — ein Beweis daß wir auf die Verbindung mit dem himmlischen Reich großes Gewicht legen. Namentlich wünscht unsere Regierung gewisse weitere Bestimmungen für den Fall daß unsere Kriegsschiffe in den chinesischen Häfen Schutz suchen sollten.

### Verschiedenes.

— Außerst billige Reisegelegenheit nicht nach Amerika und um die Welt, wie vor Kurzem ein unternehmender Schiffskapitain aus Hamburg anzeigte, aber doch durch halb Europa. Sie wurde erfunden durch Henri Jaquelin aus Bordeaux. Der junge Mann begann seine Reise von Paris, woselbst er sich als Commis eines großen Banquierhauses, um den Handel (oder besser das Lotteriespiel) in Eisenbahn- und Staats-Effecten zu lernen, seit einem Jahre aufgehalten. Von dem Kutscher von wel-

chem er öfter schon Wagen und Pferde entnommen, ließ er sich ein elegantes Titburi kommen, bestellte den Kutscher zur Abholung auf Mittag und fuhr ab. Der junge Herr reiste zehn Lieues, langte in einem Städtchen an, stieg im besten Gasthose ab, lebte sehr flott, wünschte am folgenden Morgen einen Ausflug zu machen und bat den Wirth, ihm elegante Equipage zu verschaffen, weil er seine Pferde einen Tag lang ruhen lassen wolle, und fuhr weiter, mit dem neuen Eigenthum abermals zehn Lieues in einer andern Richtung machend. So wiederholte er kreuz und quer von Ort zu Ort ziehend, denselben Streich, überall sich als den mit eigener Equipage reisenden Herrn einführend, überall unter gleichem Vorwande andere Pferde und andern Wagen erhaltend, und so hätte er ganz Frankreich und halb Deutschland durchreisen können, wenn ihm nicht eingefallen wäre, in Amiens Pferde und Wagen zu verkaufen, wodurch er Verdacht erregte und in Folge dessen arretirt ward. Die Familie des Touristen hat reichlichen Ersatz an alle Benachtheiligten leisten wollen, das Gericht, bei dem die Sache anhängig war, hat jedoch den Vergleich abgelehnt und will diese Reisetmethode gesetzlich behandelt wissen.

— In Nürnberg war neulich großer Schrecken. Eine Zeitung brachte die Nachricht, in Bamberg wüthe die Cholera auf das Heftigste. Zum Glück war's in Bombay in Ostindien, wohin der Seher in seiner Geographie noch nicht gelangt war.

— Die Dorfzeitung bringt folgende originelle Anfrage: „Eine ganze Gemeinde wendet sich an alle gelehrten und ungelehrten Leser der DZ. mit der Bitte um Auskunft. Schon oft zerbrachen wir uns die Köpfe, warum man bei hohen Feierlichkeiten, z. B. bei der Geburt eines königlichen Prinzen 101 Kanonenschüsse abfeuert. Warum denn gerade noch Einen? In Nr. 49 der DZ. lasen wir, daß man in Rußland bei der Geburt eines kaiserlichen Prinzen sogar 301 Schüsse gethan habe, und die fragliche Eins kam wieder vor. Jeder Eintretende, wir waren nämlich in der Schenke, wurde um Belehrung gebeten, aber selbst unser Herr Schulze wußte nichts. Einer meinte zwar, daß man durch den überzähligen Schuß beweisen wolle, daß man noch mehr Pulver besitze, um noch mehr thun zu können, oder daß man sicher gehen wolle, wenn man sich etwa verzählt haben sollte; allein auch dieß genügte uns nicht und wir haben für räthlich gehalten, uns an unsere Aller Rathgeberin, unsere Dorfzeitung zu wenden.“

Die Gemeinde W. . . . .

— Der Chef des bibliographischen Instituts zu Hildburghausen, Herr J. Meyer, hat mit mehren Zeitungen den Plan zu einem kolossalen Unternehmen ausgegeben, nämlich zur Errichtung einer deutschen Eisenbahnschienen-Compagnie, damit dieser Artikel, für den man seit 1835 an England und Belgien 31 Millionen Thaler bezahlt haben soll, nicht mehr aus dem Ausland bezogen zu werden braucht. Zur Ausführung ist ein Capital von 2 Millionen Thaler erforderlich, das durch 10,000 Actien aufgebracht werden soll. Herr Meyer sichert jedem Actionar eine jährliche feste Verzinsung von 5 Prozent und eine Dividende von 7 Prozent zu. Wenn wir auch in jeder Beziehung dem großartigen Unternehmen Gelingen wünschen, scheinen uns dennoch die anticivando zugesicherten Vortheile das Resultat etwas gar zu sanguinischer Hoffnungen zu sein.

### Auflösung des Räthfels in No. 29.

Granaten.